

Leseprobe

Franz Müller-Frerich

Kriegspferd Pummelchen

Herausgegeben von Arnold Maxwill

Mit einem Beitrag von Dieter Sudhoff †

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2019

Abbildung auf dem Umschlag:

Kavallerie im Ersten Weltkrieg: Munitionskolonne mit Gasmasken beim Durchqueren eines Waldes – Juli 1918; Fotograf nicht überliefert.

© LWL-Medienzentrum für Westfalen, Archivnummer 01_4525

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Erstausgabe erschien als Veröffentlichung des Westfälischen Schriftsteller-Ringes (Dortmund) in der Westfälischen Verlags-Anstalt, Hamm 1930.

LWL

Für die Menschen.

Für Westfalen-Lippe.

Redaktion und Satz: Arnold Maxwill

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2019
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-8498-1503-5
www.aisthesis.de

Inhalt

Arnold Maxwill

„Über alle aber wälzt sich dasselbe wahnwitzige Grausen.“

Vorbemerkung zur vorliegenden Neuausgabe 7

Kriegspferd Pummelchen 17

Dieter Sudhoff

„Schreiende Pferde“

Franz Müller-Frerichs Roman *Kriegspferd Pummelchen* 101

1.

Genau zum zwölften Male murmelt der Bauer Gottlieb Schiefelbein nun seinen Spruch: „Hilliger, sünte Vit, wecke: mi tau rechten Tid!“

Er zieht dabei sein geflicktes, blauleinenes Wams aus und hängt es über die wurmige Stuhllehne. Dann knüpft er vorne die durchgeschwitzten, schmutzigen Hosenträger ab. Er lockert die Hosenschnallen ein wenig (denn sie drücken den satten Bauch beim Schlafen zu sehr) und steigt vergnüglich ins Bett.

Schiefelbein fällt müde in die Tücher. Nach einer Weile richtet er sich darin noch einmal kräftig auf, um die mit hartem Münsterländer Wiesenheu ausgepolsterten Holzschuhe vor seinem Strohlager genau so hinzuzustellen, daß er im Notfall vom Bette aus sofort in sie hineinfahren kann. Dann greift er zur säuberlich geputzten Stallaterne, hält sie hoch und leuchtet über das Fußbrett des Bettes und über den Trog in den Stall hinein, um zu sehen, was Liese, seine junge braune Stute macht.

Als Schiefelbein bemerkt, daß sie fröhlich frißt und schnauft, stellt er die Laterne behutsam auf den Stuhl und legt vorsichtig eine Schachtel Streichhölzer daneben. Alsdann zieht er den Glaszylinder an dem blechernen Zugring in die Höhe und bläst mit einem weiten, starken Atem die Flamme aus. Davon wird das runde, gesunde Gesicht rot und die breite, stumpfe Nase plattet sich behaglich nach unten.

Gottlieb Schiefelbein sinkt auf das Kissen zurück. Er macht seine guten, braunen Hundefaugen zu und will nun schlafen. Was ihm aber nicht sogleich gelingt, denn das Oberbett ist schwer, weil es mit überjährigen, schaftigen Hühnerfedern gestopft ist. Dazu ist das Lager klamm und muffig von dem weißen, säuerigen Dunste des Mistes und dem sämigen Atem seines Pferdes. Davon fangen selbst die Deckenbalken an zu faulen.

So wehen allerlei derbe und wohlgenährte Gerüche um sein Lager und seine Lungen.

* * *

Gottlieb Schiefelbein trägt diese Unbequemlichkeiten nun schon lange, und er trägt sie gern.

Die Stute erwartet ihr Junges.

Das stellt eigentlich ein ganz alltägliches Ereignis dar. Im Dorfe werden allein beim Schulzen jährlich mehrere geboren und wieviele wohl gar im ganzen heiligen deutschen Reiche?

Und doch hebt sich bei Gottlieb Schiefelbein dieses Vorkommnis zu einer seltenen Höhe.

Vor einem Jahre war er noch Kuhbauer und pflügte, eggte und fuhr mit zwei rotbunten Sterken. Jetzt aber besitzt er ein Pferd, man denke nur, ein leibhaftiges Pferd, eine braune, prächtige Stute.

Sein Traum und seine Sehnsucht haben sich mit Wirklichkeit gefüllt. Schiefelbein stieg in den Rang der Einspänner.

* * *

Den Tag wird er in seinem Leben nicht vergessen, als er das Pferd an der Halfter heimführte, als er die harten Taler, ein kleines Tuch voll, alle aus heißem Fleiß, frühem Morgen und spätem Abend gewonnen, dem Händler auf den Tisch zählte.

Damals kam er mit dem Tiere in den Hof zu seinem Weibe, das vor Freude weinte, und zu seinen Kindern, die das Pferd mit ihren kleinen Fingern zärtlich streichelten.

Gar bald eilten auch die Nachbarn hinzu. Sie umschritten die Liese mit prüfender Kennermiene und betasteten und bewunderten sie.

Gottlieb Schiefelbein aber rückte bei ihnen und in der öffentlichen Meinung des Dorfes ein Stück höher. Er konnte sich im Krug nun zu den Einspannern setzen, denn sein Wort und sein Rat waren wichtiger geworden.

* * *

Während Schiefelbein im Halbschlummer solche Fäden spinnt, scharrt die Stute plötzlich mit den Vorderhufen über die harten, schwärzlichen Stallsteine und schlappt mit den weichen, warmen Lippen in dem Trogwasser.

Schiefelbein fährt jäh auf, schleudert das Oberbett zurück, reißt blitzschnell ein Streichholz an, zündet zitterig die Laterne an und stolpert in den Stall.

In seinen kleinen, braunen Hundeaugen sitzt eine gemästete Erregung.

Bett und Steintrog sind nur einen mäßigen Schritt voneinander gerückt. Neben dem Trog hat er eine Tür durch die Wand gebrochen, um schneller in den Stall gelangen zu können. Nun steht er dort und schwingt bebend die Stallaterne in die Höhe, worin die gelbe Flamme aufgeregt hin- und herspringt. Sie schlägt über das Tier ein großes, volles Licht.

Doch das Pferd scheint ihm jetzt ganz ruhig und somit die schwere Stunde noch fern zu sein.

Da platzt sein Schrecken auf und fällt ineinander wie übergekochte Milch.

Er umgeht aber trotzdem die Stute einigemal forschend, bückt sich und leuchtet an das blauschwarze Euter, welches wie ein aufgegangener Kuchen angeschwollen ist, und stellt zu seinem frohen Erstaunen fest, daß an jeder Zitze ein kleiner, fetter, gelber Milchtropfen hängt.

Da zittert Schiefelbein zuerst vor freudiger Bangnis.

Dann aber rennt er über die Tenne, daß die Holzschuhe auf den grob gehauenen Steinen wild klappern, und eilt durch die Küche in die Kammer zu seiner Frau.

Die ist voller Angst von dem ratternden Geklapper aufgewacht und kann sich gar nicht finden.

Schiefelbein aber kündigt mit versprungenen, hastigen, stotterigen Worten seine klare Beobachtung.

Er sagt: „In vierundzwanzig Stunden haben wir ein Fohlen, wenn alles gut geht!“

Und er seufzt schwer.

Sein Weib zieht sich den rotblau karierten Flanellunterrock mit Zittern an und hoppelt mit ihm in den Stall.

Von nun an hat Schiefelbein keine Ruhe mehr.

* * *

Um das Haus und den Stall hat sich der Frühjahrssturm aufgetan. Hier und da kracht mit lautem Getöse ein Dachziegel auf das Hopfpflaster. Von der alten, mächtigen Pappel hinter der kleinen Scheune ist ein schwerer Ast gebrochen und bleibt unter furchtbarem Gepolter auf dem Dache liegen. Das sieht aus, als wenn ein Maibaum darauf gesteckt sei.

Der Sturmwind ist noch recht kalt. Er macht Schiefelbein frieren, denn er schiebt sich rücksichtslos durch alle Wandritzen und Fugen.

Schiefelbein wirft schnell eine wollene Decke über das Tier, damit es sich nicht erkälte. Aber sie genügt nicht.

Da gibt sein Weib die gute, karmelhaarene aus der Kammer, und Schiefelbein legt sie auch noch behutsam um den Leib seiner Stute.

Alsdann mischt er noch in der Nacht Mörtel an und verklebt damit die Ritzen an den Stallwänden.

So kann's seine Liese wohl aushalten. Sie steht jetzt wie in einer warmen Stube.

Schiefelbein aber überprüft nun wiederum die hanfenen Stricke, die er im Notfalle für die Geburt bereitet hat. Er zieht mit seiner ganzen Stärke so daran, daß ihm die Adern an den Schläfen schwellen und sein Gesicht sich rötet.

Sie werden halten.

Er überlegt alsdann in aller Stille noch einmal, wen von den Nachbarn er zur Hilfe bitten soll, streichelt darauf sein Pferd und schleicht ins Bett.

* * *

Nun hat er schon fast zwei Wochen lang die Hose nicht mehr vom Leibe getan.

Seine Frau hat es freilich besser. Ihr Bett ist mit weichen, mollen Gänse-
daunen gestopft und steht in einer tapezierten Kammer, worin gesunde, frische
Luft zieht. Sie wird auch durch keinerlei Geräusch gestört und hat keine Angst
um Liese.

„Hilliger, sünte Vit, wecke mi tau rechten Tid!“ murmelt Schiefelbein und
will nun doch endlich schlafen, denn der Tag war in der Arbeit schwer und sau-
er. Der Frühling liegt bereits versteckt auf den Feldern, in der Weide, an der
Hecke, in der Wiese und in der weiten Heide und fordert seine ganzen Kräfte.

Aber der Schlaf fällt trotzdem nicht auf den armen Schiefelbein.

* * *

Jedes Stöhnen, Wiehern, Schlappern und Scharren seiner Stute jagt ihn hoch in
die Holzschuhe, bis der Morgen dämmert.

Und Liese ist noch immer nicht Mutter geworden und wird es auch über Tag
nicht, der dann zwischen Angst und Sorgen, frohem Erwarten und seligem Hof-
fen schwankt. Das spinnt in Schiefelbein so lang wie ein halbes Leben.

Als endlich die Nacht hereingefallen, scheint sich das ganze, glückliche junge
Werden vollziehen zu wollen.

„Bitte jetzt die Nachbarn!“ sagt Schiefelbein zu seinem Weibe. „Die Milch
tropft aus den Zitzen, ist weißlich und fühlt sich klebrig an.“

Über den Leib der Stute rinnt ein schweres Zittern und Beben. Ihr Stöhnen
vermengt sich mit leisem, schmerzlichem Wiehern. Sie wirft sich hin, legt den
Kopf auf die Steine und seufzt in den Qualen aller Kreaturen, die gebären, wie es
von Anbeginn an ist. Ein dicker Schweiß bricht ihr aus und macht die braunen,
seidenen Haare pomadig.

Das Tier spürt, was sich vollzieht, und es fühlt seinen Atem von hundert dunk-
len Gewalten umlagert, die ihm den goldenen Lebensfaden zernagen wollen.

Und es zittert und bebzt und stöhnt noch qualvoller.

Schiefelbein blühen dicke Schweißtropfen auf der Stirne. Die Angst des Tie-
res um seine dunkle, schwere Stunde ist auch über ihn gefallen.

Dazu ist es sein eigenes Pferd, seine Liebe, sein Vermögen und sein Aufstieg.
Nie hat er so geangt, wenn er früher bei der Geburt kleiner Pferdekinder mithalf.

Er schwankt ratlos, sieht plötzlich zwei wunderbare, gelbweiße, fast bernsteinerne, winzige Hufe, darum sich die Stricke winden. Sieht sein Weib, das die Hände faltet, hört harte, scharfe Kommandorufe der werkenden Männer, die im Stroh hinter dem verzagten, stöhnenden Tiere knieen, und ist wie ein Taumelnder. Er vermag sich kaum zu rühren. Seine braunen Hundeaugen blicken hilflos, und seine Arme hängen schlaff.

Bis ein Nachbar ihm in die Rippen schlägt: „Schiefelbein, Kerl, welch ein prächtiges Fohlen! Es war eine schwere Geburt! Stricke braucht man beim Pferde selten. Du kannst von Glück sagen!“

„Es ist noch dazu ein Stutfohlen,“ sagt ein anderer.

„Erstlinge gehen auf goldenen Hufen!“ meint der dicke Schmied.

Die Männer waschen alsdann ihre Hände, trinken einen guten Korn und gehen heim. Sie gähnen, denn sie sind aus dem ersten Schläfe gescheucht worden. Zudem haben sie schon so oft in ihren Ställen die Geburt eines Fohlens erlebt. Es ist für sie etwas Altes.

* * *

Schiefelbein aber staunt in das neue Schauspiel mit namenlosem Entzücken.

Die Stute hebt jetzt den Kopf und wendet ihn zur Seite, als suche sie den Gegenstand ihrer Not und sieht zum ersten Male ihr Kind.

Da sind ihre braunschwarzen Augen voll Glück und Glänzen. Sie wiehert leise.

Sogleich bewegt auch das Junge die spitzen Öhrchen zu dem quellenden Urton hin und wiehert ganz fein und hell zurück.

Mutter und Kind haben sich gefunden.

Die Stute leckt jetzt mit namenloser Hingabe ihr Junges, das schon zappelig mit den Beinchen strampelt. Sieh, sieh, es will sich bereits auf die Vorderbeine stellen, aber es schlägt jämmerlich in das Stroh um.

Nun wiehert die Pferdemutter ängstlich und will aufspringen, um ihrem Kinde zu helfen. Allein, sie ist noch zu elend und matt.

Schiefelbein eilt sofort hinzu.

Da aber schimmert plötzlich das Weiße ihrer großen Augen ganz drohend zu dem Manne hinüber, als fürchte sie, er würde dem Fohlen ein Leid antun.

Sie wird aber sofort ruhig. Das Tier ahnt, daß dieser Mensch ihm und seinem Jungen ein Freund ist und nur ihr Bestes sucht.

„Was für wunderbare, schwarze Augen schon das junge Pferdekind hat und bläuliche Schattenringe darum und vor der Stirne einen fünfzackigen, blütenweißen Stern. Ob es wohl ein Fuchs wird? Der Vater war ein Fuchs,“ denkt Schiefelbein.

Es scheint ihm jetzt so, als schimmerten überall schon die rötlichen Haare durch.

Er kniet rasch neben dem Pferdekind nieder und reibt es mit einem Zipfel der kamelhaarernen, guten Decke, die seine Frau im Winter in ihrem Bette gebraucht.

„Nimm doch Stroh!“ knurrt sie, „damit kannst du auch reiben!“

Schiefelbein aber hört nicht darauf. Stroh scheint ihm für das Tierchen zu hart.

Das macht wiederum einen sonderbaren Versuch, sich aufzurichten. Es purzelt und fällt mit dem Kopf auf den Leib der Stute, die vergnügt wiehert.

Da wiehert auch das Junge.

Das klingt Schiefelbein schöner, als das Schlagen der Nachtigall, ja selbst köstlicher, als die Lieder, die sein Weib singt.

Und, als das Fohlen jetzt steht, zwar noch vorwärts und rückwärts stößt und schaukelt, da kennt sein Entzücken keine Grenzen mehr.

„Welch ein prächtiges Tier!“ sagt er, „dieser Rücken, der lange Hals und der schöne Kopf. Dazu ein Stutefohlen!“

Die Pferdemutter ist aufgesprungen und nimmt keinen Blick von dem Kinde.

Schiefelbein aber umarmt den Hals des kleinen Pferdes und bringt es vorsichtig an den Quell seiner Nahrung. Das Tierchen ist noch zu dumm, zu jung und noch nicht hungrig. Es gleitet abseits vorbei.

Jedoch gelingt auch das nach einer Weile recht gut.

Das Junge schmatzt und saugt und bewegt das Schwänzchen vor lauter Vergnügen in pendelnden, rhythmischen Schlägen.

* * *

„Nun weck die Kinder!“ sagt Schiefelbein zu seiner Frau.

Denen springt der Schlaf sofort aus den Augen. Die beiden Knaben kommen im Hemdlein und barfuß in den Stall getrippelt. Das Mädchen auf dem Arm der Mutter hält sein Mündchen zuerst still vor Staunen. Dann aber gibt's ein Jubeln und Tasten und Streicheln.

Das Mädchen will das Föhlchen sogar küssen.

Darauf gehen alle in die Küche.

Die Mutter kocht zum Zeichen und Begang des frohen Festes einen guten Bohnenkaffee.

Es wird schon hell. Im Osten hängen die roten, fetten Wolken des Morgens und darunter die goldenen des frühen Tages. Dagegen stehen schwarz und unheimlich die mächtigen Kirchtürme der östlichen Dörfer.

Familie Schiefelbein ist in bester Stimmung.

* * *

Die beiden Knaben rüsten sich langsam zum Schulgange.

„Daß ihr mir aber den Mund haltet und dicht seid! Daß mir keiner sagt, wir hätten ein Fohlen!“ mahnt Schiefelbein die Buben, denn er will sein Glück selbst in das Dorf tragen.

Er zieht sich seinen guten Rock an und seine Sonntagsschuhe und setzt seine kurze Pfeife in Brand. Vorerst jedoch geht er noch einmal in den Stall und empfiehlt dann Mutter und Kind mit vorsorglichen Worten der Obhut seines Weibes.

Dem Bauern Gottlieb Schiefelbein ist ein wahrer Feiertag beschieden.

Ein Einspanner zieht sonst kein Fohlen. Er benötigt sein Pferd das ganze Jahr und kann ihm keine Ruhe für ein Junges geben.

Schiefelbein ragt deshalb aus der Menge und fühlt sich höher. Das schwellt ihn, beflügelt seinen Schritt und macht ihn aufrechter.

Sein Glück braust fast über wie Seifenschaum über den Rand des Waschfasses.

* * *

Gottlieb Schiefelbein kehrt bei den Nachbarn ein, auch bei denen, die ihm in der Nacht halfen.

Er sagt nach altem, bäuerlichem Brauch: „Wir haben ein Fohlen!“

„Dann können wir gratulieren!“ geben diese zur Antwort.

Auch den Respektspersonen meldet er das frohe Ereignis.

Und alle im Dorfe freuen sich mit Schiefelbein.

Das trägt ihn wieder ein Stück höher.

Die Verwandten am Orte und die Nachbarn kommen der Reihe nach und bewundern das Pferdekind.

Sie sprechen alle dasselbe: „Wie schön die Augen, der Hals, die Beine und die Farbe!“ und wünschen Schiefelbein vollen Segen dazu. Sie trinken einen Korn und gehen.

Die Einspanner aber sind voll Neid.

* * *

Das Pferdekind gedeiht üppig und wird jeden Tag runder und voller.

„Die Stute saugt ein gutes Fohlen,“ sagt Schiefelbein. „Es wird so ein richtiges Pummelchen.“

„Pummelchen!“ rufen die Buben.

Da hat das Pferdekind seinen Namen.